

Kathrin Peters

Postmedial

2020

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18752>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Peters, Kathrin: Postmedial. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*. Schalten und Walten, Jg. 11 (2020), Nr. 1, S. 69–72. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18752>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - Share Alike 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Postmedial

Kathrin Peters

IM GRUNDE KANN ICH CLAUS PIAS NUR BEIPFLICHTEN: Ja, es ist symptomatisch, dass die Forschungsinitiativen zu ›Digitalisierung‹ meinen, ohne Medienwissenschaft auskommen zu können – symptomatisch für eine wissenschaftspolitische Problemlösungsorientierung, die beschwörend auf Zukunft ausgerichtet ist. Und ja, die McLuhan-Kittler-Medienwissenschaft des medientechnischen *a priori* hat ihre hegemoniale Stellung eingebüßt, so sie eine solche je hatte. Aber wie hängen diese beide Befunde zusammen? Pias legt nahe, dass ein Erstarken der Medienwissenschaft in beschriebener Ausrichtung eine Antwort auf den Digitalisierungsdiskurs und seine Medienvergessenheit liefern könnte. Das möchte ich diskutieren und eine etwas andere Verknüpfung vorschlagen.

I.

Aus der Perspektive einer derjenigen Universitäten, die in Digitalisierungsoffensiven sehr aktiv verwickelt ist, der Universität der Künste Berlin, zeigt sich das Bild eines hektischen Aktivismus, mit dem in den letzten Jahren doppelt und dreifach das Gleiche aufgelegt worden ist. Die Abgeklärtheit, zu der Pias rät, ist mir angesichts dieser Lage nicht gegeben. Daher sei die Lage noch einmal kurz beschrieben: Das *Alexander-von-Humboldt-Institut für Internet und Gesellschaft* wird von Google kofinanziert und forscht u. a. zu Entrepreneurship und Innovation, Plattform-Governance oder zu Digital Rights. Das *Weizenbaum-Institut für die vernetzte Gesellschaft*, das aus einem Wettbewerb als sogenanntes Deutsches Internet-Institut hervorging, wurde vom BMBF ins Leben gerufen, durchaus als Korrektiv zum HIIG, aber unter Beteiligung der zum Teil selben Akteur*innen. Unter dem Thema »soziale Ungleichheit« wird dort außerdem zu Digitaler Bildung und Digitaler Souveränität geforscht. Am *Einstein Center Digital Future* arbeiten völlig neu eingerichtete Professuren, deren Finanzierung die beteiligten Universitäten bei Unternehmen einwerben mussten.

Die fehlende Repräsentation ›unseres‹ Faches ist hier weniger das Problem als vielmehr der Umstand, dass die Projekte und beteiligten Fächer – empirische Sozialforschung, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Betriebswirtschaft,

Informatik/Robotik, Designforschung – fast ausschließlich Anwendungsfor- schung betreiben und sich entlang von Fragen ausrichten, die wohl deswegen als drängend beschrieben werden, weil sie schon längst *common sense* sind. Dazu passt die Unternehmensfinanzierung. Sie ist nicht deswegen Anlass zu immer etwas uncooler Aufregung, weil zu befürchten wäre, dass Förderer sich in die Forschung direkt einmischen würden. Subtiler sind jene Verschiebungen, die sich erst all- mählich einstellen: Bestimmte Themen gewinnen gegenüber anderen an Ge- wicht, Ausrichtungen von Professuren erscheinen naheliegender als andere. Sie lassen ein Feld thematisch verflachen und wirken zudem in die Universitäten hi- nein, das heißt in die Lehre und in das, was es dort sonst noch an Forschung geben mag.

Für eine Kunstuniversität kann das heißen, dass Apps (oder Prototypen von Apps) entwickelt werden, auch wenn jedes Unternehmen (oder meinetwegen Start-up) sie schneller umsetzen könnte. Besser beraten ist eine Kunstuniversität, wenn sie medienkünstlerische Projekte ermöglicht, die von Bedingungen der Nützlichkeit, der Problemlösung und der Instrumentalität unabhängig sind, um nach den Bedingungen zu fragen, unter denen überhaupt etwas als Problem iden- tifiziert wird. Eine Universität könnte – und das ist ihr Privileg – die Zukunfts- und Dringlichkeitsrhetoriken, die Relevanz- und Standort-Anrufungen selbst zum Gegenstand der Untersuchung machen und ein retardierendes Moment ein- ziehen. Es geht, anders gesagt, darum, den Technologien da, wo das überhaupt noch möglich ist, ihre nichtintendierten Potenziale abzutrotzen. Es geht um kri- tische und historische Reflexion oder, mit Donna Haraway gesprochen, um aus- streuende Diffraction.

Medienwissenschaft hat hier einiges beizusteuern, ebenso die Kulturwissen- schaft. Auch Ethnologie oder Soziologie sind für ein Verständnis von Digitalität, das sich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich erstreckt, produk- tiv. Auch müsste die Informatik keineswegs eine »Erledigungswissenschaft«, wie Wolfgang Coy sie einmal genannt hat, sein und bleiben. Was auch für die anderen beteiligten Disziplinen gilt. In den Rechts- und Wirtschaftswissenschaften ist scheinbar noch wenig Notiz genommen worden von medialer Agency (Cornelia Vismann in Ehren). Man beschäftigt sich mit Datenschutz oder Partizipation und kommt dabei gut ohne Reflexion des Zusammenhangs von Urheberschaft und Buchdruck oder eine Diskursanalyse medialer Teilhabe aus.

Wenn ich Claus Pias richtig verstehe, geht es ihm darum, sich von der domi- nanten Anwendungsorientierung mit Grundlagenforschung abzugrenzen, ähnlich wie dies in den Technik- und Naturwissenschaften geschehen ist, als in den 1950er Jahren mit Grundlagenforschung Unabhängigkeit von politischen und wirtschaft-

lichen Zielen erlangt werden sollte.¹ Diese Grundlagenforschung soll die aus dem Digitalisierungsdiskurs verschwundenen Medien wieder einführen. Ob das innerhalb der – bei aller Zukunftsbeschwörung womöglich kurzlebigen – Digitalisierungsinstitute geschehen soll oder, sofern noch Geld übrig ist, in anderen Forschungszusammenhängen, ist wahrscheinlich unerheblich.

II.

So sehr ich Claus Pias' Gegenwartsbeschreibung folge, so wenig kann ich doch die Frage zurückstellen, warum es allein eine Medienwissenschaft des technischen *a priori* sein sollte, die zur Analyse digitaler Kultur taugt. Dass besagte Institute viel zu genau wissen, was ›Gesellschaft‹ ist, muss nicht dadurch gekontert werden, dass ›Technik / Technologie‹ an jeden Anfang gestellt wird. Anders und nah am Text gefragt: Warum sind »Wissensgeschichte / Digitalisierung / Feminismus / Postkolonialismus / Nachhaltigkeit« eigentlich keine medienwissenschaftlichen Themen? Mir fallen jedenfalls einige Lesarten und Analyserichtungen ein, die sich aus diesen Bereichen medienwissenschaftlich gewinnen lassen, zur Erhellung von Medienwissenschaft und Feminismus usw. gleichermaßen. Es geht keineswegs darum, Thema X oder Y ›im Film‹ zu untersuchen, sondern herauszuarbeiten, wie mediale Gefüge das Sicht- und Sagbare formen und formatieren. Ein paar Anregungen: Medienwissenschaftliche Analysen zu Kolonialität und Postkolonialität beziehen sich auf Kartografie, auf Dispositive der Vermessungen von Körpern und Territorien (Schüttpelz), auf Logiken von Sammlungen und Praktiken ethnografischer Aufzeichnung, die ihre Sujets weniger dokumentieren als konstituieren (Holl). Die Medienwissenschaft wird als Disziplin auf ihre post-/kolonialen Bedingungen hin befragbar; ihr impliziter und zuweilen auch expliziter Eurozentrismus wird lesbar, mitsamt der Abwehr, die diese Analyse begleitet (Bergermann). Zu sprechen ist über die medienphilosophische Figur der Alterität oder über Weißsein und Filmfarben (Dyer), über in Software eingebettete *race as technology* (Chun). Im Hinblick auf postkoloniale Digitalität sind Mobile Commons, der Diskurs des *digital divide*, Migration und *surveillance* bzw. *sousveillance* (Kuster, Tsianons) alles andere als überforschte Themen.

Dass technische Medien Genderkonnotationen mit sich führen – Muttersprache, Maschinenschrift, Doppelgänger –, hat auch Friedrich Kittler gewusst. Die feministische, gender- und queertheoretische Medienwissenschaft hat sich mit Blickanordnungen, Zuschauer*innenschaft und Genreerwartungen befasst (Bee,

¹ Wissenschaftsrat: Anwendungsorientierung in der Forschung. Positionspapier (Drs. 8289–20), 2020.

Deuber-Mankowsky, Seier) und das kunst- und bildwissenschaftliche Repräsentationsparadigma um Dispositiv- und Assemblagekonzepte erweitert. Sowohl mit der Affekt- als auch der Materialitätsdebatte ist einiges ins Rollen gekommen: Das Verhältnis von Materialität und Diskursivität ist insbesondere in der Wissenschaftsforschung neu diskutiert und Agency als relationaler Prozess gefasst worden (Haraway, Barad). Auch Medienwissenschaft *matters*, weil sie vor der Herausforderung steht, das Verhältnis von Technologien, Stoffen und Körpern nicht deterministisch, aber doch agentuell zu denken (Harrasser, Trinkaus). Eine medienwissenschaftlich informierte Affekttheorie, wie sie mit und gegen die Psychoanalyse erarbeitet wurde (Angerer, Berlant, Tuschling), hat wiederum viel zu sagen zu Male Nerd Cultures, Manosphere und Hate Speech im Internet (Strick). Überhaupt ist es vor allem Maskulinität, die gender- und medientheoretisch an der Zeit ist. Paul Preciados hat Maskulinität vom *Playboy Channel*, über Testosteron bis *#MeToo* als materiell-semiotische Praxis durchbuchstabiert. Und welche Sprache der Liebe erzeugen erratische Messages im Minutentakt, welche und wessen textuelle Lust/Macht wird zu *sexual harassment* – zum Beispiel bei Avital Ronnell? Welche und wessen nicht?

Ob das nun Medienwissenschaft mit oder ohne Medien ist, mögen andere beurteilen. Klar ist jedenfalls, dass die aufgeworfenen Fragen in den Digitalisierungsinstituten fehlen, aber Teil von digitaler Kultur sind. Wahrscheinlich hänge ich dem Konzept von Medienwissenschaft als Fragestellung an, demnach Medienwissenschaft ihre Gegenstände in den verschiedensten Bereichen hervorbringt, darin als Vermittlerin aber zugleich immer wieder unsichtbar wird. Die wiederholten Selbstreflexionsschleifen, in denen sich die Medienwissenschaft auf der Suche nach ihrer Genealogie, ihrer Bestimmung und ihren Methoden befindet, sind auch Maßnahmen der Selbstvergewisserung. Als Anwendung der eigenen Prämissen auf sich selbst ist das performativitätstheoretisch interessant – Medialität der Medienwissenschaft –, aber auch als Leerlauf beschreibbar. In der Kunsttheorie wird das Abrücken von der modernistischen Setzung der Medienspezifik – die Güte eines Werkes bemisst sich daran, wie es auf seine materiell-mediale Bedingung referiert – als postmedial beschrieben. Es umfasst die Anerkennung sowohl der Historizität und Heterogenität des Mediums, das sich nicht immer auf den gleichen Nenner bringen lässt, als auch der Überlagerung und Verflechtung verschiedener Medien. In diesem Sinne möchte ich durchaus für etwas mehr Postmedialität plädieren.